

Früher war alles schlechter

N° 101: Tischmanieren



1518

Martin Luther warnt vor dem Gebrauch der Gabel: „Teufelszeug!“



1530

Erasmus von Rotterdam: „Schnäuz dich nicht in das Tischtuch.“



1624

Hinweis für Offiziersanwärter im Elsass: „Spuck nicht in den (gemeinsamen) Teller.“



1714

Ein Manierenbuch empfiehlt: „Wirf nicht Knochen, Eierschalen oder Fruchtschalen auf die Erde.“



1861

Karl Marx rät zum Gebrauch von Besteck.



2007

In Restaurants darf nicht mehr geraucht werden.

Benimm dich bei Tisch, und schnäuz dich gefälligst in die linke Hand, wenn Gäste da sind. Weil man mit der rechten Hand das Fleisch nimmt. Und piss nur gegen die Tapete, wenn schon abgeräumt ist. So klangen gute Manieren zur Lutherzeit. Erasmus von Rotterdam fand zwar das Nasebohren bei Tisch unpassend, weil alle aus einem Fleischtopf aßen. Das „flatum ventris“ dagegen, das Entlüften des Unterleibs bei Tisch, dürfe aus Gründen der Gesundheit nicht untersagt werden. Erst allmählich verfeinerten sich die Tischsitten – und das auch nur bei Hofe und keineswegs in allen Ländern. Die Gabel hatte es besonders schwer, sich durchzusetzen. Bis heute wird sie in Asien ebenso wie das Messer als Ausdruck von

Unzivilität gesehen, weil eigentlich eine Waffe. Wozu gibt es Stäbchen? „Die Gabel ist nichts anderes als die Inkarnation eines bestimmten Affekt- und Peinlichkeitsstandards“, schreibt Norbert Elias. Auch das Zerlegen ganzer Tiere bei Tisch wurde erst im Laufe des 19. Jahrhunderts in die Küche verbannt. Dem Fleisch solle, so die damals neue Idee, möglichst seine der Gewalt geschuldete Herkunft nicht anzumerken sein. Auch wenn die Benimmregeln sich seit Knigge wieder gelockert haben („Bei Tisch wird nicht geredet!“), geht es uns heute zweifellos besser beim Essen. Im Restaurant Tabakqualm einatmen zu müssen ist heute so unvorstellbar, wie einst die Darmwinde des Nachbarn unvermeidlich waren. alexander.smoltczyk@spiegel.de

Kulturtechniken

Warum glauben Sie, dass sich die deutsche Sprache positiv entwickelt, Herr Klein?

Wolfgang Klein, 71, Linguist und Vizepräsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, über den aus seiner Sicht erfreulichen Zustand des Deutschen

SPIEGEL: Herr Klein, Sie haben kürzlich mit Kollegen den „Zweiten Bericht zur Lage der deutschen Sprache“ erarbeitet. Wie geht es ihr?

Klein: Die Lage ist gut. Das Deutsche ist eine der bedeutendsten Sprachen der Welt, sie hat sich positiv entwickelt, das gilt vor allem für den Wortreichtum.

SPIEGEL: Kritiker beklagen oft, dass etwa der coole Slang von Migrantenkindern oder auch das Texten im Internet der deutschen Sprache zusetzen. Sie sehen das anders?

Klein: O ja. Es gibt keine Hinweise darauf, dass die Sprache der Migranten durchschlägt auf das Standarddeutsch.

SPIEGEL: Wie steht es mit dem Einfluss des Internets?

Klein: Die Kommunikation im Internet ist eine Mischung aus geschriebener und gesprochener Sprache. Es wird zwar geschrieben, die Erwartungen sind jedoch die der ge-

sprochenen Sprache. Da sind Verkürzungen keine Überraschung. Aber auch das macht sich in Schulaufsätzen nicht bemerkbar.

SPIEGEL: Kinder und Jugendliche können diese Sprachebenen also auseinanderhalten?

Klein: Ja. Und früher wurde an Stammtischen ja auch

nicht regelkonform gesprochen.

SPIEGEL: Wie stehen Sie zu Anglizismen?

Klein: Viele finde ich grauenhaft. Sie sind oft unhöflich, denn sie grenzen aus. Warum muss aus dem Ortsgespräch der Citycall werden? Warum aus der Auskunft das Servicecenter? Nicht jeder versteht, was gemeint ist.

SPIEGEL: Und Smileys, Emoticons – Probleme damit?

Klein: Ich gebrauche sie nicht, ich bin ja auch schon älter. Aber ich finde es gut, wenn man die Möglichkeit hat, seine Gefühle unmittelbar und knapp auszudrücken. Die Symbole verdrängen doch nichts. Sie sind eine Bereicherung. ubu



Neuer Duden-Eintrag